

Zur geistig-seelischen Situation der Industriearbeiterschaft

Von RODERICH VON UNGERN-STERMBERG

In Anbetracht der vielfältigen, im westeuropäischen Kulturkreis wirkenden geistigen Einflüsse ist einer Darstellung der geistigen Situation einer Gesellschaftsschicht die Bemerkung voranzuschicken, daß diese Schilderung kein einheitliches Bild ergeben kann. Es soll folglich nur von dem zur Zeit innerhalb der großstädtischen Industriearbeiterschaft vorherrschenden geistigen Klima die Rede sein. Dieses läßt sich kurz dahin kennzeichnen, daß innerhalb der Arbeiterschaft, nicht anders als in den sonstigen vom modernen Zeitgeist geprägten Kreisen, die herkömmliche religiöse und moralische, kirchlich gebundene Weltanschauung seit geraumer Zeit in einen Verteidigungszustand gegenüber jenen geistigen Mächten geraten ist, die man unter dem Namen „Aufklärung“ zusammenzufassen gewohnt ist. Das bedeutsamste Element dieser Aufklärung ist der Glaube an die Fähigkeit der menschlichen Vernunft, sämtliche Lebenserscheinungen erklären zu können und dem Menschen der einzig zuverlässige Kompaß in allen Lebensbereichen zu sein. Dieser Glaube schließt in sich die Überzeugung, daß die Wissenschaft fähig und berufen sei, die Menschheit auf dem Wege des Fortschritts zu immer vollkommeneren Daseinsformen emporzuheben.

In diesem Zusammenhang ist es von Belang, sich gegenwärtig zu halten, daß die Entstehung der Industriearbeiterschaft, des industriellen Proletariats, zeitlich mit der Ausbreitung dieser „wissenschaftlichen“ Weltanschauung zusammenfiel. Dies hat dazu geführt, daß die Aufklärung innerhalb der aus traditioneller Gebundenheit losgelösten, in die Großstadtwelt versetzten Arbeitermassen in Gestalt der marxistischen Lehre und sozialdemokratischen Bewegung intensiv Fuß gefaßt hat und von einer zwischen Feindschaft und Gleichgültigkeit schwankenden Entfremdung gegenüber der herkömmlichen, religiös fundierten Lebensanschauung begleitet ist. Diese aufklärerische, von den Koryphäen des sog. wissenschaftlichen Sozialismus propagierte, zugleich gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem gerichtete Agitation konnte in die größtenteils verelendeten Arbeitermassen um so nachhaltiger eindringen, als sich bei der Zuwanderung vom Lande und aus Klein- und Mittelstädten eine Auslese vollzog. Die Zuwandernden gehörten, besonders in den ersten Jahrzehnten, vorwiegend zu denjenigen, die auf der sozialen Stufenleiter aufsteigen, was „Besseres“ werden wollten, als Eltern und Großeltern waren. Es waren vorwiegend intellektuell geweckte Naturen, denen das Land oder die Kleinstadt nicht genügte, bei denen schon ein flüchtiger Kontakt mit Großstädtern Saiten ihrer Seele in Schwingungen brachte, die sie der Stadt zutrieben, Menschen, die ihren natürlichen Anlagen nach für die großstädtische geistige Atmosphäre empfänglich waren.

Der Fortschrittsglaube

Aber konnte dieser Fortschrittsglaube, der die Massen erfaßt hatte, nicht auf geradezu wunderbar anmutende Zeichen verweisen? Jahrhundertalte Träume der Menschheit waren im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts Wirklichkeit geworden. Der Mensch fliegt und überflügelt des Vogels Geschwindigkeit, übertrifft ihn weit in der Pausenlosigkeit des Fluges. Die natürliche Stimme des Menschen reicht einige hundert Meter, und doch kann der moderne Mensch sich über Tausende und aber Tausende von Kilometern hörbar machen. Seine natürliche Sehstärke reicht über eine Strecke von einigen Kilometern, indessen vermag er sie künstlich so zu steigern, daß ihm die Welt der Sterne und der Mikroben näher gerückt wird, usw. Auch die Medizin leistete und leistet ehemals Unvorstellbares: Das Leben des westeuropäischen Menschen währte zu Anfang der achtziger Jahre im Durchschnitt 35,6 Jahre, war aber bereits 1910/11 in Deutschland auf 47,4 Jahre und 1949/50¹ auf 64,6 für männliche und 68,5 für weibliche Personen (Lebenserwartung bei der Geburt) gestiegen und heute beträgt die Lebenserwartung z. B. in Schweden 69,0 Jahre bei den Männern und 71,6 bei den Frauen.

Der Mensch schien zusehends allmächtig zu werden. Wozu also noch ein „allmächtiger Schöpfer des Himmels und der Erde“, dessen Gnade und Barmherzigkeit man anbetend herabflehen sollte? Die Vorstellung, daß die Welt ein „Jammertal“ sei, mußte einer überwundenen, ja der Lächerlichkeit anheimgefallenen Zeit zugeschrieben werden.

Freilich wurde die moderne aufklärerische, rationalistische Gesinnung, niemals in der Arbeiterklasse allein herrschend. Vielmehr vereinigte die christliche Arbeiterbewegung alle diejenigen, die sich gegen eine Religion der entschiedenen Diesseitigkeit als gefeiert erwiesen; denn um „Religion“, um gleichsam auf einer Offenbarung charismatischer, erleuchteter, prophetischer Geister beruhende Glaubenssätze ging es und geht es auch im wissenschaftlichen Sozialismus. In der Idee des „Zukunftstaates“, die als Vorstellung von dem, was die marxistische Prognose verhieß, in den Massen entstanden war, fand die sozialdemokratische Arbeiterschaft jahrzehntelang einen Ersatz für den Verlust des religiösen Glaubensgutes. Die Idee eines gesellschaftlichen Zustandes, in dem alles Übel auf dieser Welt beseitigt sein wird, konnte die Bedeutung einer Pseudo-Religion gewinnen, weil sich infolge des Verlustes der religiösen Gläubigkeit eine Lücke in den Seelen aufgetan hatte, in die eine neue Heilslehre eindringen konnte. Beflügelt wurde diese Idee obendrein durch den Gedanken, daß dem Proletariat eine eigene Sendung beschieden sei. Dies und die Vorstellung vom Zukunftsstaat waren Idealbilder, in denen das Denken und Trachten ausruhen konnte. Hieraus erwuchsen Opferbereitschaft, Solidaritätsgefühl und eine Ethik der Leidensbereitschaft für das „Endziel“, verbunden mit einem großen Bildungsseifer; denn „Wissen ist Macht“ war die Losung. Aber an-

¹ Allg. Sterbetafel 1949/51 — Statistik der Bundesrep. Bd. 75.

ders als Marx und Engels meinten, erwies sich in Wirklichkeit nicht die Religion, sondern dieser Zukunftsstaat als Opium für das Volk während der ganzen klassenkämpferischen Periode der sozialdemokratischen Bewegung, in Deutschland bis zum Siege des sog. Revisionismus, der sozial-reformistischen Richtung, die sich kurz vor dem ersten Weltkrieg durchsetzte. Mit diesem Sieg beginnt die Idee des Zukunftsstaates zu verblassen, bis sie sich schließlich völlig verflüchtete. Dies war, bzw. ist im Bereich der geistig-seelischen Verfassung des größten Teils der Arbeiterschaft ein sehr bedeutsamer Vorgang. Das Proletariat hat also keine allmenschliche historische Sendung zu erfüllen? Es ging jetzt jedenfalls lediglich darum, die wirtschaftliche, politische und soziale Stellung der Arbeiterschaft ohne Streben nach einem gewaltsamen Umsturz, nach einer „Diktatur des Proletariats“, auf der Grundlage einer demokratischen Staatsverfassung in jeder Hinsicht zu festigen.

Nachdem das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht errungen war, verengte sich das Reformprogramm auf den von den Gewerkschaften geführten Kampf um den steigenden Anteil der Arbeitnehmer am Sozialprodukt, um die Besserung der Arbeitsbedingungen, um den Schutz gegen willkürliche Kündigung usw., kurz um die Errungenschaften, die im Betriebsverfassungsgesetz vom 11. 10. 1952 und in sonstigen Sozialgesetzen weitgehend bereits verwirklicht sind. Als weitere Ziele gelten bekanntlich heute die 40-Stunden-Woche und der weitere Ausbau des Mitbestimmungsrechts der Arbeitnehmervertreter in Fragen der Betriebsführung. Nebenher geht das Streben vieler Arbeiter dahin, am finanziellen Erfolg des Unternehmens, in dem sie tätig sind, beteiligt zu werden, sog. Kleinaktien erwerben zu können — ein Weg, der in Verbindung mit dem sog. betrieblichen Sozialaufwand, der freiwillig von vielen Unternehmern getätigt wird, zu einer Partnerschaft zwischen Kapital und Arbeit führt. Das ist in großen Zügen der sozial-ökonomische Zustand der deutschen Industriearbeiterschaft in der Gegenwart.

Hierbei tritt klar zutage, daß es sich um rein materielle Ziele handelt, die mit lebensanschaulichen Dingen nichts mehr gemein haben, sofern man nicht den sich offenbarenden Materialismus „des Besser-leben-wollens“ zu einer Weltanschauung erheben will und der Meinung ist, zivilisatorischer Fortschritt sowie die zunehmend bessere materielle Ausstattung seien gleichbedeutend mit der Überwindung alles Übels in der Welt und die Prosperität bedeute den kulturellen Aufstieg in ein Land unbegrenzter allseitiger Möglichkeiten.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß hierin eine grobe Verkennung der seelischen Nöte liegt, die den Menschen heimsuchen, all der Kümmernisse und Zweifel, die ihn bedrücken und erfahrungsgemäß nicht mit Hilfe materieller Mittel behoben werden können. Wir wissen, daß dieser zivilisatorische Fortschritt keinen Schutz vor der Besessenheit von menschenfeindlichen Ideen bietet, wie sie z. B. der Nationalismus oder Antisemitismus sind, die

in den zwei Weltkriegen entsetzliche Orgien feierten. Wir haben erfahren, welch tiefe Wahrheit in dem Worte liegt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“. In der Tat sind der materiellen Begehrlichkeit keine Grenzen gesetzt. Sie hat die satanische Eigenschaft, ein Gefühl der Befriedigung nicht aufkommen zu lassen, den Neid immer wieder anzufachen. „Immer wieder mischt sich ein Bodensatz von Not und Angst in den süßesten Trunk, den die Stunde des Wohlseins zu bieten vermag“ (H. Sudermann).

Der geistig-seelische Zustand des Industriearbeiters

Versuchen wir, uns auf Grund dieser Überlegungen den in der Gegenwart herrschenden geistig-seelischen Zustand des typischen Industriearbeiters zu vergegenwärtigen. Wie seelisch verwaist ein großer Teil der Arbeiterschaft ist, das wird daran deutlich, daß die Inthronisierung der Vernunft als des Maßes aller Dinge das seelische Bedürfnis nach einer Aufgabe, deren Wertgehalt gegen jede kritische Zerfaserung gefeit ist, unbefriedigt läßt. Nachdem der religiöse Glaube der Aufklärung erlegen war und sich der Zukunftsstaat weltanschaulich als Traumgebilde erwiesen hatte, trat an ihre Stelle die nationale Idee. Sie war unbewußt für die große Mehrheit der Arbeiter zu Anfang des Jahrhunderts mit an die Spitze der ethischen Wertskala gerückt, wie sich das überraschender Weise bei Ausbruch des ersten Weltkrieges offenbarte. Die infernaln Konsequenzen der Verabsolutierung der Nation während der Hitlerjahre und des zweiten Weltkrieges haben dann auch diese aus Machttrieb und Geltungsdrang aufgeschossene Idee als ein todbringendes Götzenbild erkennen lassen. Was war geblieben? Nichts als das Dasein, die nackte Existenz, in deren möglichst komfortabler Ausstattung man den Sinn des Lebens sieht. — Unverkennbar befindet sich ein großer Teil der Industriearbeiterschaft heute in diesem enttäuschten, nihilistischen geistigen Zustand des Verfalls des Willens, irgendwo und irgendwie das „Herz“ zu investieren: weder in der Religion, noch in einer Partei, noch in der Nation, einzig im „Verdienen“, im „Besserleben“; diese rationalistisch-mammonistische, unzuversichtliche, zweckrationale Gesinnung ist gegenwärtig vorherrschend. In das „Vakuum zerbrochener Ideale“ (K. Bednarik) ist bisher kein neuer Glaube eingerückt. Die Zukunft birgt kein „Endziel“, die Gegenwart ist alles.

Angesichts des kleinbürgerlichen Strebens nach materiellem Wohlleben, diesem „Wettlauf nach dem Wohlleben“ (Max Scheler), das einen zum Teil mit gutem, jedenfalls auskömmlichem Einkommen versehenen Arbeiterkreis beherrscht, ist wohl die kritische Frage am Platz: Bedeutet der Mensch nichts anderes, nicht mehr als ein gut gefüttertes, gepflegtes, vom Staat betreutes und behütetes Lebewesen? Ist das die Bestimmung des Menschen, erschöpft sich darin seine Menschenwürde? Gesetzt, jeder hätte täglich einen Kinoplatz, besäße ein eigenes Auto, könnte täglich im Restaurant mit „feinen Leuten“ speisen — wäre dieser Mensch glücklich? Die Erfahrung sagt

nein! Er wäre schließlich bitter enttäuscht. Die Gier nach neuen, visuellen, akustischen, sensuellen Genüssen nähme schließlich pathologische Formen an und richtete den Menschen zugrunde. Sind Lebensgüter, wie aufopfernde Liebe, Seelenruhe, Freundschaft, heiteres Gemüt, berufliche Befriedigung, Lebensweisheit usw., etwa käuflich? Selbst die Bildung, die sich nicht nur auf Aneignung von Wissen beschränkt, sondern Menschenkenntnis und Einfühlungsvermögen einbegreift, kann für Geld allein nicht erworben werden. Es darf indessen, kritisiert man dieses materialistische Strebertum, nicht verkannt werden, daß eine Gesellschaftsschicht, die, wie die Industriearbeiterschaft, viele Jahrzehnte vom Gespenst bitterster materieller Not bedroht wurde, in einer wirtschaftlichen Sicherung der Existenz eine Abschirmung gegen die Wiederholung von Kindheitserlebnissen schauderhaften Elends sehen muß. Dies ist nur zu begreiflich, zumal die bürgerliche Welt in ihrer großen Mehrheit diese allgemeine materialistische Verflachung den Arbeitern vorlebt.

Irrig wäre es indessen anzunehmen, die Industriearbeiter wären durchweg beziehungslos zu Religion, Kirche und den geistigen Dingen. Es wurde schon hervorgehoben, daß eine bestimmte Gesinnung niemals allein herrschend, sondern stets nur vorherrschend ist. Dies gilt auch hinsichtlich des Verhältnisses der Arbeiter zur Religion. In vielen Gebieten Deutschlands, zumal in solchen mit vorwiegend katholischer Bevölkerung mit bäuerlichen Traditionen, ist der Kirchenbesuch nach wie vor rege, besteht die alte Gepflogenheit und Sitte, die fordert, daß ein ordentlicher Mensch am Sonntag in die Kirche gehe, auch wenn ihn kein inneres Bedürfnis dazu treibt. Dieser Art ist z. B. das Verhalten der meisten Bergarbeiter. Dagegen hat eine Umfrage in einem großen Textilwerk Südbadens ergeben, daß auf die Frage: Besucht die Familie gemeinsam den Gottesdienst — mehr als die Hälfte der 103 diesbezüglich Befragten keine Antwort gegeben hatte, was wohl besagt, daß man sich der Kirche gegenüber völlig gleichgültig verhält. Aus den bejahenden Antworten ist ersichtlich, daß der Kirchenbesuch in den einzelnen Familien eine unterschiedliche Bedeutung hat; die Akzente sind sehr verschieden verteilt. So heißt es beispielsweise „gemeinsamer Gottesdienst nach Möglichkeit“ oder: „ich (eine Arbeiterin) besuche mit den Kindern den Gottesdienst“ oder: „da meine Frau katholisch und ich evangelisch, geht jedes in seine Kirche, wenns die Zeit erlaubt“ oder: „meine Frau geht allein in den Gottesdienst, ab und zu möchten wir gemeinsam den Gottesdienst besuchen, jedoch die Sonntagsarbeit verhindert oft gemeinsamen Kirchgang“. Von den 46 Nichtkirchengängern haben nur 2, ein 46jähriger Schlosser und eine 46jährige Arbeiterin, beide kinderlos, als einzige sich ausgesprochen kirchenfeindlich geäußert. Der Schlosser: „Gottesdienst kennen wir nicht. Religion ist der größte Schwindel und das allergrößte Verdummungsprojekt, unsere Kirche ist die schöne freie Natur, deren Schönheit ich zu ehren und zu achten weiß und ich somit dem Schöpfer täglich für sein Erschaffenes mich dankbar zeige.“ Die Arbeiterin: „Gottes-

dienst? Nein, habe aber auch meinen Glauben, bin katholisch, aber diesen Hokus-Pokus kann ich nicht mitmachen, ich betrachte es als Götzendienst. Für mich ist die Natur über der Kirche, das ist Wahrheit.“ Die weiteren Stellungnahmen zu dieser Frage lauten ähnlich wie die angeführten. Religionsfeindlichkeit ist sehr selten heutzutage, dagegen ist Gleichgültigkeit und Beziehungslosigkeit in großstädtischen Arbeiterkreisen vorherrschend.

Der Arbeiter steht auf einer geistigen Entwicklungsstufe, die eine naive Glaubenswilligkeit, das Bedürfnis „einfältig zu glauben“ (Ina Seidel) nicht mehr aufkommen läßt. Er ist aber nicht vorgedrungen bis zur Erkenntnis, die Albert Schweitzer mit folgenden Worten kennzeichnet: „Es gibt zwei Arten von Naivität: eine, die noch nicht alle Probleme überblickt und noch nicht an alle Pforten des Wissens angeklopft hat, und eine andere, höhere, die so entsteht, daß das Denken in alle Probleme hineingeschaut, bei allem Wissen und Erkennen Rat geholt hat und dann einsieht, daß wir nichts erklären können, sondern Überzeugungen folgen müssen, die sich uns durch ihren inneren Wert aufdrängen.“²

Ein innerer Wert der christlichen Überzeugung besteht aber darin, daß sie uns befähigt, die Dinge dieser Welt mit überlegenem Gleichmut zu betrachten, Schicksalschläge demütig als höhere Fügung hinzunehmen und den Mitmenschen gegenüber die Vernunft des Herzens walten zu lassen. Selbstverständlich gibt es sehr wenig Menschen, die überhaupt imstande sind, alle Probleme zu überblicken und an „allen Pforten des Wissens anzuklopfen.“ Es ist schon so, wie bereits Le Bon diagnostiziert hat: „Die Urteile, die die Massen aufnehmen, sind nur aufgedrängte, niemals geprüfte Urteile.“ Davon macht auch der Arbeiter keine Ausnahme. Er ebenso wie die große Mehrheit aller Menschen ist darauf angewiesen, will er nicht im Zustand eines seichten, häufig arroganten, weltanschaulich völlig unfruchtbaren Halbwissens verharren, sich Überzeugungen anzuschließen, die auf andere Weise als durch die heute weithin noch als einzige Wissenschaft angesehene Naturwissenschaft gewonnen werden. Hierzu muß er sich eine kindliche Naivität bewahren, die Fähigkeit, seelische Erlebnisse zu haben, die uns dem irdischen Geschehen entrücken und den Glauben verleihen, daß die Bestimmung des Menschen sich nicht im Irdischen erschöpft.

Betrachten wir die Auswirkungen dieser geistigen Situation auf das Familienleben des Industriearbeiters. Von den ehezerrüttenden Einflüssen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit — Wohnungsnot, Zunahme von Frühehen, langjährige Trennung — und den Ursachen, die fortwirkend eine hohe Scheidungshäufigkeit zeitigen, wird die Arbeiterschaft weniger berührt als die Intellektuellen, die gesellschaftlich aufgerückten Kreise.³

Auf das Familienleben des Industriearbeiters haben eine Reihe von Umständen nachhaltigen Einfluß. Ursprünglich war es vor allem die wirtschaftliche Misere, die sich bei Kinderreichtum zu einer anhaltenden Not

² Christentum und die Weltreligionen, München 1947, Biederstein-Verlag, S. 49.

³ Vgl. diese Zeitschrift, Bd. 157 (Nov. 1955) S. 117.

steigerte und einen Zustand zeitigte, wie ihn u. a. die Zeichnungen von H. Zille „Vater Zille“, gest. 1929, und Käthe Kollwitz veranschaulichen, wie sie zahlreiche Lebenserinnerungen von Arbeitern schildern, die zu bedeutenden Stellungen aufgerückt sind. Auch heute sind in den Großstädten diese Zustände nicht ganz beseitigt, zu deren Aufrechterhaltung die kriegsbedingte Wohnungsnot das meiste beiträgt. Ohne ein wenigstens räumlich ausreichendes Heim gibt es eben kein normales Familienleben. Jedoch haben die gegenüber der Zeit vor dem ersten Weltkrieg völlig gewandelte Stellung des Arbeiters und die anhaltend gute Wirtschaftskonjunktur einer breiten Schicht von Facharbeitern zu einem Einkommen verholfen, das in materieller Hinsicht ein behäbiges Familienleben ermöglichen könnte. Wenn die Frau und einige Kinder mitverdienen, kommt häufig monatlich ein Familieneinkommen zustande, das zwischen 800 bis 1000 DM und mehr schwankt. Indessen hat sich eine große Differenzierung im Einkommen des Haushaltsvorstandes herausgebildet. Dem durchschnittlichen Verdienst des Facharbeiters und des angelernten Arbeiters von netto 425 DM monatlich steht das eines Hilfsarbeiters von netto 270—320 DM gegenüber, ein Betrag, der bei Kinderreichtum unvermeidlich zu recht elenden Zuständen führt, wenn die Frau oder die Kinder nicht mitverdienen können, wie das bei Minderjährigkeit der Fall ist und seitens der Familienmutter auch nicht sein sollte, weil die außerhäusliche Arbeit fast immer zu einer Überlastung, zu einer Vernachlässigung des Haushaltes und zu einer Verödung des Familienlebens führt. Durch solche Art Arbeit geht die Familie ihres natürlichen Mittelpunktes, der Mutter, weitgehend verlustig.⁴

Die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau ist nicht immer eine dringende Notwendigkeit. Sehr häufig würde der Verdienst des Vaters für einen auskömmlichen Unterhalt der Familie ausreichen. Aber der weitverbreitete Wunsch, sich Dinge anzuschaffen und Vergnügungen zu leisten, die zum Teil weit über einen normalen Aufwand hinausgehen, veranlaßt die Frau, das Haus täglich für 9—10 Stunden und mehr zu verlassen, im besten Fall es einer Großmutter, Nachbarin oder angestellten Personen zu überlassen oder die Kinder für den ganzen Tag in einem Kindergarten unterzubringen. Häufig bleiben jedoch die Kinder völlig sich selbst überlassen, wenn der von den Muttersorgen entpflichtende Kindergarten zu weit abliegt und niemand vorhanden ist, der das Kind hin- und zurückbringt.

Meist gehen alle erwachsenen Familienangehörigen in der Großstadt tagsüber ihre eigenen Wege. Gemeinsame Mahlzeiten fallen fast ganz aus. Allenfalls wird am Abend gemeinsam gegessen; doch auch hier machen die sich überschneidenden Arbeitszeiten meist die Vereinigung aller Familienangehörigen unmöglich. Nicht einmal an Sonn- und Feiertagen vereinigt man sich immer um einen eigenen Tisch, sondern in einer Wirtschaft, um der Mutter oder der Großmutter, durchaus berechtigt, wenigstens in dieser Hin-

⁴ Vgl. diese Zeitschrift Bd. 153 (April 1956) S. 32, Oswald v. Nell-Breuning S.J.: Kommerzialiserte Gesellschaft.

sicht, das Kochen am Sonntag zu ersparen. Denn die Mutter muß ja ohnehin ihre sonntägliche Freizeit meist dazu verwenden, aufzuräumen, was die Woche über „liegendeblieben“ ist. Die Klage über Mangel an Freizeit ist bei den berufstätigen Frauen ganz allgemein. Eine große Kinderzahl ist für berufstätige Frauen etwas höchst Unerwünschtes, und, falls vorhanden, entsteht bei der überlasteten Mutter selbstverständlich der Wunsch, die Kinder möglichst aus dem Hause abzuschieben, sie in einem Kindergarten oder Kinderhort unterzubringen, wodurch die Versuchung einer weiteren Entpflichtung von Erziehung und Betreuung heraufbeschworen wird.

Die Industriearbeiterschaft ist heutzutage weit davon entfernt, die Geburten- und Kinderzahl, wie das in bäuerlichen Familien bisher der Fall war, der natürlichen Fruchtbarkeit zu überlassen. Eine diesbezügliche Umfrage in einem Erzbergwerk, einer städt. Straßenbahn, einem Textilwerk und in den städt. Werken Mannheims, ergab, daß Familien mit 6—8 Kindern nur bei Bergarbeitern häufiger anzutreffen sind, aber nur ganz ausnahmsweise Ehepaare mit mehr als 2—3 Kindern unter großstädtischen Arbeitern vorkommen. Allgemein wird eine Beschränkung der Kinderzahl angestrebt, und die Antworten auf die Frage: „Werden weitere Kinder gewünscht und wenn nicht, warum nicht“ zeigen eindeutig, daß wirtschaftliche Motive, wenn auch verschiedenen Ursprungs, an erster Stelle stehen. So äußert sich eine Zwirnerin, 33jährig: „Wenn der Lebensunterhalt nicht so teuer wäre und das, was ein Mann verdient nicht so wenig wäre, hätte ich schon wieder geheiratet und würde auch noch mehr Kinder wünschen. Mein Verdienst reicht nicht für mich und meinen Sohn.“ Ihr Verdienst beträgt rund 225,— DM netto, was in der Tat für sie, den 11 jährigen Sohn und die Mutter, die eine Rente von etwa 50,— DM beziehen mag, sehr knapp ist. Dagegen schreibt ein Schlosser: „Kinderzeugen betrachte ich als Deutscher als ein großes Verbrechen (Kriegsgefahr, Arbeitslosigkeit). Lebensunterhalt viel zu teuer.“ Sein monatlicher Verdienst beträgt etwa 350,— DM netto. Da die Frau mitverdient, wird das Einkommen des Paares rund 500,— DM betragen. Die wirtschaftliche Begründung der Kinderlosigkeit ist demnach unhaltbar. — Eine 35jährige Arbeiterin mit zwei Kindern schreibt: „Weitere Kinder unerwünscht, da es in finanzieller Hinsicht völlig unmöglich ist.“ Sie fühlt sich in jeder Hinsicht überlastet. Die Freizeit, erklärt sie, ist meist mit Nähen und Stopfen ausgefüllt. — Eine 31 jährige Arbeiterin mit einem Kinde erklärt zur Kinderfrage: „Weitere Kinder werden nicht gewünscht, um endlich den Arbeitsmarkt zu regulieren.“ — Eine 24jährige Arbeiterin, kinderlos, schreibt: „Unter keinen Umständen, hierfür reicht der Lohn nicht. Oder soll ich Hungerkünstler aufziehen für Kanonenfutter? Gegenwärtig wohne ich bei den Eltern, für einen eigenen Haushalt müssen wir noch am Munde absparen. In der freien Zeit sehe ich, wie ich mit dem wenigen Geld etwas anschaffen kann, damit es im nächsten Krieg wieder von gewissenlosen Lumpen zerstört werden kann. —“

In diesem Ton geht es weiter. Ein 47jähriger Hilfsarbeiter mit zwei Kin-

dern schreibt: „Unter den momentanen Verhältnissen fast nicht zu verantworten. In meinem persönlichen Falle sind die Verhältnisse besonders anormal. Ein Raum zum gemeinsamen Schlafen. Das ganze Milieu ist äußerst ungünstig. Besonders den heranwachsenden Kindern müßte manches erspart geblieben sein (seelische Eindrücke).“ — Glücklicherweise gibt es aber noch Arbeiter, die wohl auf eine Beschränkung der Kinderzahl bedacht sind, aber in ihren drei Kindern nicht eine Bürde sehen, sondern zuversichtlich eine fröhliche Gesinnung erkennen lassen. So nimmt ein 27jähriger Arbeiter zu der Frage wie folgt Stellung: „Alle guten Dinge sind drei“ und rechnet zur Familie: 3 Hasen, 12 Hühner, einen Hund und erklärt „halten zusammen wie die Kletten“.

Trotz dieses allgemeinen Wunsches, die Kinderzahl zu beschränken, ist die Arbeiterfamilie im Durchschnitt doch kinderreicher als die Familien der Beamten und Angestellten. Das zeigt ein Vergleich der Geburtenhäufigkeit zwischen den Stadtbezirken mit vorwiegender Arbeiterbevölkerung und solchen mit vorwiegend von Beamten und Angestellten bewohnten. Leider fehlt für die Bundesrepublik eine Berechnung der durchschnittlichen Kinderzahl je Familie nach abgeschlossener Fruchtbarkeitsperiode. In Großbritannien ist auf Grund der Zählung von 1952 nachgewiesen worden, daß auf eine Familie 1,72 Kinder entfallen. Da die Geburtenhäufigkeit und die Sterblichkeit in der Bundesrepublik fast genau mit der englischen übereinstimmen, kann auch für die Bundesrepublik die gleiche Zahl angenommen werden. Sie dürfte also zwei Kinder je Familie keinesfalls übersteigen; denn je Arbeiterfamilie wird vom Statistischen Bundesamt nur eine Zahl von 0,99 Kinder unter 15 Jahren errechnet. Zur Aufrechterhaltung des Familien- und Bevölkerungsbestandes sind aber, nach Berechnung der englischen Kommission für Bevölkerungspolitik 2,3 Kinder je Familie erforderlich. Mithin ergibt sich, daß die gegenwärtige durchschnittliche Kinderzahl je Arbeiterfamilie nicht ausreicht zur Sicherung des Bestandes der Industriearbeiterschaft. Es ist unwahrscheinlich, daß die Kinderzahl in Arbeiterfamilien zunehmen wird; eher ist das Gegenteil zu gewärtigen, weil die Kenntnis eines vorbeugenden Verhaltens beim Sexualverkehr zunimmt. Dieser zweifellos sehr nachhaltigen sozial-biologischen Erscheinung, die bei längerer Dauer zu einem Stillstand und schließlich zu einer Schrumpfung des Bevölkerungsbestandes führen kann, ist allein mit Hilfe materieller Maßnahmen erfahrungsgemäß nicht beizukommen. Der gegenwärtige Geburtenüberschuß in den westeuropäischen Ländern ist in der Hauptsache der sehr geringen Sterblichkeit und der zur Zeit noch verhältnismäßig starken zahlenmäßigen Besetzung der fortpflanzungsfähigsten Jahrgänge zuzuschreiben sowie einer daraus sich ergebenden recht regen Heiratshäufigkeit. Letzten Endes ist der Wille zur Familie und zu Kindern weltanschaulich bedingt. Wie es in dieser Hinsicht zur Zeit bestellt ist, haben wir darzustellen versucht.

Immerhin kann einer weiteren Schrumpfung des Familienbestandes da-

durch begegnet werden, daß billige familiengerechte Wohnungen in großer Anzahl beschafft werden, die Furcht vor einem Kriege aus dem Bewußtsein der Arbeiterschaft getilgt wird und die Ansicht: eine durchschnittliche Familiengröße von 3—4 Kindern werde den Arbeitsmarkt belasten, als irrig nachgewiesen wird.

Schließlich sind auch Lebensanschauungen etwas Wandelbares, obwohl sich festgewurzelte Meinungen nur im Laufe von vielen Jahrzehnten zu ändern pflegen.

Die deutschen Ordensprovinzen im Todesjahr des heiligen Ignatius

Von BURKHART SCHNEIDER S.J.

Schon vor Jahresfrist hat Hugo Rahner in seinem Aufsatz „Ignatius von Loyola und Deutschland im Jahre 1555—1556“¹ auf den 7. Juni 1556 hingewiesen. An diesem Tag errichtete Ignatius die beiden deutschen Ordensprovinzen, die als Nieder- und Oberdeutschland (*Germania Inferior* und *Superior*) bezeichnet wurden. Diese Namen waren jedoch damals etwas irreführend, da sich das so aufgeteilte Gebiet nicht auf das Territorium des deutschen Reiches beschränkte, sondern nach verschiedenen Seiten darüber hinausreichte. Die lateinischen Benennungen gaben durch ihren Doppelsinn auch Anlaß zu scherzhaften Bemerkungen; so heißt es beispielsweise in einem Brief eines süddeutschen Jesuiten an einen Mitbruder in Köln: „Zwar heißen wir Oberdeutsche (*Germani superiores*), doch stehen wir, was christliches Leben angeht, eigentlich zu unterst (*inferiores Christiani*)“.²

Die Festlegung dieser beiden Provinzen war die letzte organisatorische Maßnahme, die Ignatius als Ordensgründer für den Ausbau seines Werkes noch persönlich getroffen hat. Damit waren im ganzen elf solcher Arbeitsbereiche geschaffen, von denen neun in Europa und zwei in Übersee lagen. Diese Aufgliederung des Ordens hatte mit der Errichtung der Portugiesischen Provinz Ende 1546 begonnen und wurde ohne bestimmten Plan entsprechend dem tatsächlichen Wachstum der Gesellschaft Jesu in den einzelnen Ländern fortgesetzt. Es handelt sich dabei nicht um eine dem jungen Orden eigentümliche Organisationsform. Die großen Ordensfamilien der Dominikaner und Franziskaner hatten bereits seit Jahrhunderten die Gliederung in verschiedene Provinzen durchgeführt, die im Gegensatz zu den mehr selbständigen Klosterverbänden der alten Mönchsorden auf eine zen-

¹ Vgl. diese Zeitschrift Bd. 156 (Juli 1955) S. 241.

² J. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, Bonn 1896, S. 591 f.